

Rede gehalten am 17.01.2012 in Zürich auf dem Photo 11 Festival

„**Wir begehren was wir sehen**“, sagt Hannibal Lecter zu Agent Starling in dem Film

„Das Schweigen der Lämmer.“

Ein kleiner Hinweis nur, wenig konkret, aber von universeller Bedeutung.

Dieser kleine Hinweis führt die junge Ermittlerin zu einem Verständnis des Verbrechens und schliesslich zu dem Serientäter hin. Einem Mörder, der stets seine Opfer SAH, bevor er seiner grausigen Obsession folgen musste.

Sind wir Fotografen nicht auch Täter?

Wollen wir nicht auch stets des Gesehenen im Bild habhaft werden, es besitzen und nach hause tragen?

Was wir begehren sind Bilder. Bilder die bezeugen was wir GESEHEN hatten.

Da ist eine zweite Sache die uns mit jenem Täter verbindet.

Es ist die Tatsache, dass wir ein Tatwerkzeug benutzen. Es ist die fotografische Apparatur, mit der wir Fotografen, vielleicht für unser ganzes Leben eine so symbiotische Verbindung eingehen.

Die Entscheidung welcher Apparat das ist, ist oft so individuell, wie unser Blick selbst.

Ein jeder Apparat dient unserem persönlichen fotografischem Sehen in gleicher Weise, wie er es selbst hervorbringt. Wir Fotografen machen unsere wesentlichen Erfahrungen mit und durch die Kamera, nicht durch theoretische Überlegungen.

Und Drittens, sind wir wie der Täter in jenem Film, der im Grunde nur an der Haut seiner Opfer interessiert war, an dem Ergebnis des fotografischen Prozess interessiert.

Uns interessiert am Ende vor allem das Bild. Nicht wie eine Sache aussieht ist unser Interesse, sondern wie eine Sache im Bild, also nach der Tat aussieht, wollen wir sehen.

Das Bild selbst, hat seine eigene und neue Wahrheit, um die es uns geht.

Für ein Bild sind wir bereit Grenzen zu überschreiten. Dem Fotografen ist kein Weg zu weit, kein Aufstieg zu beschwerlich und wenn es sich um Menschen handelt, treten wir ihnen manchmal zu nahe. Wir können nicht anders, wir begehren unsere Wahrheit als Bild zu besitzen und ich behaupte wir haben die „Artistic License“ dazu.

Warum ist mir das Wort von der Täterschaft wichtig?

Ich würde sagen die Studenten der Ostkreuzschule sind spätestens nach dem fünften Semester soweit initiiert, dass sie sich freudig zu dem bekennen, was uns zu Fotografen macht.

- Die Obsession des Sehens,
- die Symbiose mit der Kamera
- und die Lust unsere eigenen Wahrheiten durch und in den Bildern zu finden.

Unsere Bilder sind dabei zu allererst Fotografien im ursprünglichen Sinne.

Es sind stehende Bilder und wir wollen dabei in der Regel ohne Worte auskommen.

Die Limitationen des Mediums, nehmen wir nicht nur in Kauf, sondern wir nehmen sie an und bekennen uns zu ihnen. Wir nutzen sie, ansonsten wären wir Kameraleute, Kommunikations- oder Multimediadesigner.

Wir wollen aber Spezialisten sein, Spezialisten für stehende Bilder.

Das es uns also um Fotografien, diesen illusionären Ausschnitten aus Zeit und Raum geht, scheint selbstverständlich. Aber für eine Generation von Studenten die bereits in einer multimedialen Welt aufgewachsen sind, ist es manchmal nicht so einfach festzustellen, ob das eigene geplante Vorhaben wirklich ein Fotografisches ist oder nicht doch eines, dass anderer Medien bedarf.

Das sich der Student möglichst bald des Mediums vergewissert, ist eine unserer vordringlichsten Aufgaben, in den ersten Semestern.

Werner Mahler hatte bereits gesagt wer unsere Studenten sind. Es sind junge Leute deren intellektuelle Fähigkeiten oft sehr gut ausgebildet sind. 13 Jahre Schulbildung und 3-5 Jahre Studium haben ihre Spuren hinter lassen. Es ist kein Geheimnis, dass dabei leider oft die musische Entwicklung zu kurz kommt. Das Lernen, grade in den letzten Jahren ihrer Biografie, bezog sich für die Meisten vor allem, auf das intellektuelle Verstehen von Zusammenhängen.

Handwerkliches Begreifen von Dingen und sinnliches intuitives Erfassen sind nur bei wenigen von Anfang an gut entwickelt. Gleichzeitig hat man aber einen hohen, grade intellektuelle Anspruch an die eigenen fotografischen Arbeitsergebnisse.

Oft ist es so, dass der Student sich am Anfang zu viel von dem Medium erhofft, es überfordert, den Fotografien etwas abverlangt, dass diese nicht oder nicht sofort leisten können.

Man will nicht einfach Bäume, Häuser oder einen Menschen fotografieren, es soll einen Bedeutungsgehalt bekommen. Und wenn die Bilder auch keine Botschaft formulieren wollen, diese Auffassung trifft man heute nur noch selten, so sollen sie doch etwas Allgemeines haben.

Dann fällt mir als Lehrer ein Satz von Gisèle Freund ein, den ich selber als Student gehört hatte und der mich beeindruckte. Obwohl ich ihn damals nicht genau verstand, habe ich ihn mir gemerkt. Er geht Sinn gemäß so:

„Wenn man jung ist, möchte man möglichst schnell allgemein werden, später merkt man, dass um so konkreter man wird, um so allgemeiner wird man auch“.

Dieser Hinweis erleichtert, denn wer von seinen Bildern nicht zuviel Bedeutung erwartet, kann sich erstmal in Ruhe dem widmen, was dieses Medium kann wie kein Anderes – Abbilden.

Bevor wir zu Bildern kommen, kommt das Abbilden.

Wer als Fotograf seine Ideen von der Welt in den Mittelpunkt stellt, wird Schwierigkeiten damit haben. Und umgedreht, weil er Schwierigkeiten mit dem Abbilden hat, was oft einfach nur an einem noch unterentwickelten fotografischen Sehvermögen liegt, im Grunde einem handwerklichen Problem, wird er schnell ausschliesslich sich selbst und seine Idee in den Mittelpunkt aller seiner Bemühungen stellen.

Eine vermeintliche Subjektivität verhindert dann, mit der Kamera noch etwas zu entdecken und zwar weder in der äusseren Welt, noch in einer eventuell inneren Welt. Die Bilder werden so immer nur Illustrationen von etwas vorher Gedachtem.

Denken und Sprache haben zweifelsohne einen entwicklungshistorischen Zusammenhang und durch den landen wir schnell in einer Welt, in der Idee und Logik zu hause sind, letztlich in einer Idee-ologie. Wir verlassen so den Kosmos des Sehens.

Der Dichter Paul Valéry dagegen sagte, „to see is to forget the name of the thing one sees“, „Sehen, heisst den Namen der Sache, die man sieht, vergessen“.

Sein Aphorismus weist uns darauf hin, dass das Sehen über die Grenzen des Begrifflichen, die Grenze die Sprache unserer Welt setzt, hinaus geht.

Wenn das stimmt und ich denke dass es stimmt, was machen wir dann mit dem Satz von dem: „Man sieht nur was man weis..“ Ein Satz den man heute wohl an jeder Fotoschule, grade in Deutschland, dem Land Hegels hört ?

Diese Tatsache, die durch Wahrnehmungspsychologische Untersuchungen zur verengten Wahrnehmung bewiesen scheint, begründet eine ganze Lehrmethode die ihr Heil vor allem in der intellektuellen Vorarbeit des Studenten sucht.

Das passt grade zu uns Deutschen gut. Lehrer und Studenten können ausgiebig diskutieren und dabei geht es schnell um vornehmlich Inhaltliches, das Bildnerische tritt da in den Hintergrund. Bestenfalls wird dann von bildnerischer Umsetzung gesprochen.

Aber was wollen wir eigentlich noch mit Bilder die nur belegen können, was wir vorher gehört, gelesen und besprochen hatten, also bereits wussten. Unser begehren sind doch Bilder von etwas, das wir neu SEHEN.

Wenn wir DAS wollen, dann schlage ich vor, den Allgemeinplatz vom „Wir sehen nur was wir wissen“ zu streichen. Wozu sollte er uns dienlich sein.

Im Gegenteil ich glaube eigentlich, dass das Überlegte unser Sehvermögen eher behindert und schlage deswegen meinen Studenten vor, möglichst vorbehaltlos ihrer Neugier zu folgen. Einer Neugier, die sie als fotografische Anfänger stets hatten. Und nicht zu letzt schlage ich vor, ihre Komplizin, die Kamera sehen zu lassen.

Wie beginnen wir dann aber unsere fotografischen Projekte? Am Anfang steht doch oft nur eine Idee, aus der sich als bald ein Plan ableitet.

Wie finden wir ein fotografisches Thema ?

Für mich steht ausser Frage, dass die Wahl des fotografischen Themas keinem Zufall unterliegt. Mag vielleicht noch das Sujet zufällig gefunden sein, so gibt es für das eigentliche Thema fast immer einen biografischen Grund. Man möchte fast sagen das Thema findet den Studenten, er muss nur die Kamera nehmen und anfangen. Die Kamera auf ein Sujet, einen Gegenstand richten.

Wie das Thema dann heisst, wird ihm oft erst im Laufe der Arbeit bewusst und wenn der Student es einmal mit Worten vollkommen beschreiben kann, dann ist es nicht selten bildnerisch bereits erledigt. Jede selbst gewählte schöpferische Arbeit wird so auch immer eine Selbsterfahrung und das ist nicht esoterisch, sondern liegt in der Natur des bildnerischen Prozess. Eines Prozesses, der eben kein gedankliches Planen und dann handwerkliches Umsetzen ins Bildnerische ist, wie man häufig hört, sondern der Komplex ist, der oft einem Zickzack Weg gleicht, bei dem sich Fortschritt und Stillstand abwechseln und in dem gemachte, bildnerische Erfahrungen auch zu geistigen und persönlich, ja menschlichen Erfahrungen werden. Diese gemachten Erfahrungen werden sich letztlich in der fertigen Arbeit vergegenständlichen.

Statt der gedanklichen Annäherung an ein Thema schlage ich zunächst lieber eine bildnerische Annäherung vor. Dabei ist mir die Wahl der Kamera, des Formats und des Aufnahmematerials besonders wichtig. Farbe oder schwarz-weis, digital oder analog, all die handwerklichen Dinge, scheinen mir besser geeignet einen Anfang zu finden.

Erstmal einfach schauen wie die Sache damit aussieht, was kommunizieren die Bilder wirklich. Gar nicht so selten ist etwas anderes, als man sich gedanklich vorstellte.

Ich bin ein Fotografen-Lehrer ich möchte zum SEHEN verführen.

Als Fotografen leben wir von der Oberfläche, sie ist alles was wir haben. Damit müssen wir zurecht kommen. Wir müssen nicht nur lernen in ihr zu lesen, wir müssen auch lernen sie adäquat abzubilden, um anderen zeigen zu können was wir gesehen haben. Was adäquat ist, muss jede Generation neu für sich rausfinden. Wir als Lehrer können das nicht wirklich lehren, wir können lediglich davon berichten, wie wir es selbst gemacht hatten. Wir können Tradition aufzeigen. Das ist nicht so sehr lehren, sondern eher ein unterrichten. Jede neue Generation mag im Widerspruch, durch Negation, ihre neue Bildwelt schaffen. Eine Bildwelt, die vielleicht bald selbst zur Tradition wird.

Das wirft generell die Frage nach dem Sinn eines jeden Kunststudiums auf. Warum sollte die Fotografie hier heute eine Ausnahme sein.

Es stimmt wohl, um ein künstlerischer Fotograf zu werden, braucht man nicht unbedingt zu studieren.

Entscheidet man sich aber dafür, dann kommt man unserer Ansicht nach, um eine Grundlagenausbildung nicht drumherum.

Wir unterscheiden dabei gar nicht in künstlerische und angewandte Fotografie. Die Übergänge sind

fliegend, die Wechselwirkungen vielgestaltig. Zum Beispiel erzielen heute Prints die Avedon als Druckvorlage für Harper Bazar machte, hohe Preise am Kunstmarkt.

Die Vorstellungen einer Trennung von Fine-Art auf der einen Seite und Presse und Werbung auf der anderen Seite, ist so unsinnig wie die Trennung von U und E-Musik. Ist doch die klassische Musik von heute, die Unterhaltungsmusik von gestern.

Ich weiss, das an einigen Schulen wegen der Kürze eines Bachelore Kurses inzwischen auf das Grundstudium verzichtet wird und auch die Studenten wollen sofort lieber künstlerisch Arbeiten. Das verwundert um so mehr, als wir feststellen müssen, dass die rein fotografisch, handwerklichen Voraussetzungen bei den Studienbewerbern heute geringer als vor dreissig Jahren sind.

Wer sich damals für ein Fotografiestudium bewarb, hatte meist bereits eine Ausbildung als Handwerksfotograf oder verfügte über Erfahrungen als Amateur. Dafür waren die Kenntnisse über Leistungen anderer Fotografen und Fotogeschichte eher gering. Heute ist es umgedreht, die Bewerber kennen sich oft schon sehr gut aus, wer oder was in der Fotoszene Erfolg hat. Das Internet macht's möglich. Es wird offensichtlich viel Zeit am Computer verbracht, dafür weniger selbst fotografiert. Auch hatte der Bewerber der Vergangenheit meist bereits einen grösseren eigenen Bestand an Kameraausrüstung und deswegen schon mehr praktische Erfahrungen. Der technische Weg zum Bild war schwieriger und bedurfte eines gewissen handwerklichen Geschicks.

Im Regelfall verfügen die Studienanfänger heute über eine digitale SLR Kamera mit APS Chip und einem Zoomobjektiv. Der Zusammenhang von Verschlusszeit, Blende und Empfindlichkeit des Aufnahmemediums, sind nicht mehr allen bekannt.

Die Bedeutung der Begriffe Brennweite, Bildweite oder Schärfentiefe, kennen nur wenige und über Kenntnisse oder Grunderfahrungen im Fotolabor, mit der Fachkamera und mit Beleuchtung, verfügt so gut wie Niemand mehr.

Interessant ist vielleicht, dass die meisten unserer Studenten im ersten Semester noch einige Aufgaben mit der Digitaltechnik lösen, aber spätestens nach drei Monaten, auch und grade für ihre freien Arbeiten plötzlich analog fotografieren. Sie merken selbst dass das langsamere Verfahren ihnen erst einmal bessere Ergebnisse verschafft. Offensichtlich führen Filmkosten zu mehr Konzentration.

Am Ende verwenden unsere Studenten erstaunlich einfaches Equipment und kommen damit im Laufe der Arbeit immer besser zu recht. Sie erweitern ihre Sehfähigkeiten damit, gar nicht unähnlich einem Musiker der immer besser mit seinem EINEN, persönlichen Instrument spielen lernt.

Es ist nicht so, dass bei uns die Technik gering geschätzt würde und wir glauben auch nicht, was man oft hört, dass eigentlich nur der Fotograf das Bild macht. Grade in der Fotografie wird mehr von der verwendeten Aufnahmetechnik geprägt, als man das gerne zugeben möchten.

Es ist die besondere Bindung die Fotograf und Kamera für das betreffende Sujet eingehen, die sich in den Ergebnissen zeigt.

Oft benutzt man das eine Objektiv solange bis man es vollkommen beherrscht und ganz und gar seine EIGENEN bildnerischen Erfahrungen damit gemacht hat. So bezeugt am Ende die Arbeit auch diesen Prozess. Ich ermuntere ganz ausdrücklich dazu, weil das auf ganz andere Weise zu einer nachhaltigen Ausbildung führt, als eine simple Lehranweisung, die dem Studenten sagt, für die Reportage nimmt man ein 35mm Objektiv und für jene Sache eine Grossformatkamera.

Ich möchte abschließend bemerken, dass das was ich hier Auszugweise vortrage natürlich nur eine, meine Position ist. Die Studenten kommen bei uns im Laufe des Studiums mit vielen verschiedenen fotografischen Auffassungen in Berührung. Aber für welchen Aspekt des Mediums sie sich auch entscheiden mögen, am Ende bleibt, ein Fotograf zu sein eine spezifische Daseinsform. Eine Lebensweise die wir alle lieben und von der man schwer lassen kann.

Manche mögen es als Fluch bezeichnen und manche als grössten Segen. Dieses Dasein hat mit jenem BEGEHREN zu tun und wer dieses nicht verspürt, sollte mit dem Studium aufhören. Sein Hunger nach Bildern wird nicht ausreichen.

Wir möchten jetzt Arbeiten von Studenten zeigen, die nicht aufgehört haben und hoffentlich nie aufhören werden.